

Der Schmerz der Geschichte

Neues Schauspiel Köln: „Bald ruh' ich wohl – Eichmanns letzte Nacht“

Regie: Stefan Krause

theaterblackbox: „Der Schmerz“ Regie: Heinz Simon Keller

von

H. Georg

Die Verheerungen der nationalsozialistischen Terrorherrschaft in Deutschland und Europa wirken bis heute. So wird die Analyse der Terrorstrukturen immer wieder auch Thema von Literatur und Theater. Zur Zeit kann man in Köln zwei ambitionierte Aufführungen zu dieser Thematik sehen.

Im Theater Tiefrot stellt das „Neue Schauspiel Köln“ in dem Stück „Bald ruh' ich wohl – Eichmanns letzte Nacht“ den Täter, Eichmann, in den Mittelpunkt; im NS-Dokumentationszentrum, dem ELDE-Haus, konzentriert sich „Der Schmerz“, eine Produktion von „theaterblackbox“ mit dem NS-Dokumentationszentrum, die im Rahmen der zur Zeit laufenden Ausstellung „Kunst und Gedenken“ zu sehen ist, auf eine Opferperspektive.

Als Adolf Eichmann 1961 in Jerusalem der Prozess gemacht wurde, stand vor Gericht ein biederer Durchschnittsmensch. Jemand, der pflichterfüllend seinen Dienst verrichtete, so wie Millionen andere auch. Dass diese Pflicht ein Morddienst war, schien keine Rolle zu spielen. Der „Fall Eichmann“ machte klar, dass die nationalsozialistische Terrorherrschaft, der Mord an den europäischen Juden, funktionierte, weil unzählige 'Eichmänner' ihr zu Diensten waren. Erschreckend war die Erkenntnis, dass es keine hasserfüllten Nazis brauchte, um das Terror- und Mordgeschäft zu vollbringen. Mit dieser Erkenntnis einher gingen – auch angeregt durch Hannah Arendts einleuchtende These von der „Banalität des Bösen“ – Versuche, das „Phänomen Eichmann“ zu verstehen. Im Prozess berief Eichmann sich auf seine Amtsrolle und -pflichten – eine Variante des von allen Tätern immer wieder als Entlastung vorgetragenen Befehlsnotstandes. Statt irgend eine Form der Einsicht in die eigene Schuldhaftigkeit dominierte Selbstmitleid. Banal war nicht nur der pflichtbewusste Täter, sondern auch der verurteilte Täter.

So sehen wir ihn in der Aufführung „Bald ruh' ich wohl – Eichmanns letzte Nacht“ in seiner Zelle am Abend vor seiner Hinrichtung. Eine Pritsche, ein Tisch, auf dem einige Bücher gestapelt sind, hinter einer Stellwand die Waschkabine. Dorthin verschwindet Eichmann immer wieder, um sich die Hände zu waschen. Hanno Dinger verleiht diesem Eichmann zunächst eine sich selbstzufrieden aufdrängende körperliche Präsenz. Die Botschaft: dem geht es nicht schlecht in der Zelle und es steht ihm zu, dass es ihm nicht schlecht geht. Es ist gewissermaßen das Mindeste, was ihm zusteht, angesichts des Unrechts, das ihm geschieht. Sodann setzt dieses unerträgliche Geschwafel ein. Der Prozess hatte diesen Mann aus seiner biedereren Normalität unerwartet herausgehoben und ihm Wichtigkeit verschafft. Diese Lage verlangt 'Erklärungen'. Und so begeistert sich Eichmann immer wieder an seinen Gedanken, ist gebannt von der vermeintlich vernünftigen Klarheit seiner Gedanken. Und stehen dafür nicht auch die Bücher, die er 'studierte'? Gerade in dieser geistigen Anmaßung, in dieser selbstbezogenen Unfähigkeit, Relationen zu verstehen, wird die Banalität des Bösen deutlich. Denn das pseudovernünftige Gerede ist nur eine weitere Variante des großen Selbstmitleids des kleinen Mannes, der durch unglückliche Umstände aus der Bahn geworfen wurde.

In derartigen selbstmitleidigen Rechtfertigungsversuchen spielt ein Gedanke an die

Folgen des eigenen Handelns keine Rolle. Opfer? Man selber ist Opfer, wie man gerade noch ausschweifend erläutert hat. Ein Gefühl für andere Opfer gibt es nicht. Im NS-Dokumentationszentrum, ein Ort der Täter, nähert sich eine sehr intensive Aufführung der Gruppe „theaterblackbox“ den Empfindungen der Opfer, in deren Zentrum ein nicht auszulöschender Schmerz steht. „Der Schmerz“ dramatisiert eine autobiografisch ausgerichtete Erzählung von Marguerite Duras. Sie beschreibt darin die unerwartete Rückkehr des totgeglaubten Mannes Robert aus dem deutschen Konzentrationslager. Kaum noch lebensfähig finden Freunde den Geschundenen im befreiten KZ Dachau, dort, wo „die Toten und hoffnungslosen Fälle lagen“, und bringen ihn 'nach Hause' zu seiner Frau. Wochenlang schwebt der Überlebende noch zwischen Leben und Tod. Als er schließlich wieder zu Kräften kommt, teilt sie ihm mit, dass sie ihn verlässt. Das ist eine ebenso grausame wie menschliche Geschichte. Sie thematisiert die komplexen Folgen eines durch Folter und Terror unumkehrbar veränderten Lebens. In diesem Leben gibt es keine Normalität mehr und doch will das Leben gelebt werden.

Die Aufführung macht die Aktualität der Thematik schon mit dem ersten gesprochenen Satz klar. Die Folter, die Ausgangspunkt des Schmerzes ist, findet heute statt. Keine relativierende Historisierung – eine Konfrontation. Das begründet auch die Konstellation, mit der die Gruppe den Erzähltext der Duras verfügbar macht. Eine Therapeutin (Renate Fuhrmann) rekonstruiert mit ihrem Assistenten (Zeljko Marovic), der bedarfsweise auch den Totgeglaubten darstellt, die 'Familiengeschichte' mit der Protagonistin als Großmutter (Gerda Böken), Tochter (Susanne Seuffert) und Enkelin (Elmira Bahrami). Die Geschichte wird nicht linear erzählt, sondern jeweils in der Perspektive der Generationenvertreterin 'neu' erzählt. So wird der Schmerz auch in seiner andauernden generationsübergreifenden Ausprägung deutlich. Die intensive Präsenz der DarstellerInnen bekommt eine zusätzliche Qualität durch das packende Cellospiel des Musikers (Emanuel Wehse). Unter der dezenten Anleitung der Therapeutin umarmt er mit weichen klagenden Tönen, aber auch mit furios emotionalen Ausbrüchen den Schmerz der Personen. So bekommt die knapp einstündige Aufführung eine große Eindringlichkeit, der man sich, nah am Spiel sitzend, nicht entziehen kann.

Zwei bemerkenswerte Aufführungen!